

Zeitschrift: Zürcher Taschenbuch
Herausgeber: Gesellschaft zürcherischer Geschichtsfreunde
Band: 131 (2011)

Artikel: Memoiren eines während der Kriegszeiten von 1859 in Mailand wohnhaften Schweizers, Salomon Otto Pestalozzi-Stockar (1834-1911)
Autor: Pestalozzi, Ulrich
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-985087>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 09.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Memoiren eines während der Kriegszeiten von 1859 in Mailand wohnhaften Schweizers, Salomon Otto Pestalozzi-Stockar (1834–1911)

Vorwort

In Unterlagen, die dem Herausgeber dieses Aufsatzes von seinem Vater überliefert wurden, fanden sich handschriftliche Aufzeichnungen von Salomon Otto Pestalozzi-Stockar (1834–1911), Urgrossvater des Herausgebers, über dessen Erlebnisse während eines Auslandsaufenthalts in einer Seidenmanufaktur in Mailand im Jahre 1859.

Historisch gesehen war 1859 ein ereignisreiches Jahr in Oberitalien: Die Lombardei war von Österreich besetzt und wurde von Napoleon III. und seinen italienischen Verbündeten befreit. Die wohl bedeutungsvollste Schlacht wurde nach dem Auszug der Österreicher aus Mailand bei Solferino geschlagen. Die Gräuel dieser Schlacht gaben Henri Dunant Anstoss, das internationale Rote Kreuz zu gründen.

Das vorliegende Manuskript ist ein interessantes, kurzweiliges Zeitdokument über das damalige Leben in Mailand. Es berichtet, was ein 25 Jahre alter Zürcher in der kriegerischen Fremde erlebte.

Den Bericht hat Salomon Otto Pestalozzi (leider) erst 50 Jahre nach diesen Ereignissen in Mailand niedergeschrieben, er hat aber nicht an Authentizität verloren. Die Niederschrift war zum Teil schlecht lesbar, teilweise unentzifferbar. Herr Dr. Conrad Ulrich hat in akribischer Kleinarbeit den Text zu einem Ganzen zusammengeführt. Die Transkription hält sich möglichst streng an die Vorlage, allfällige Korrek-

turen galten lediglich der besseren Lesbarkeit; interpretierte Wörter sind *kursiv* dargestellt. Einige Fussnoten dienen der textlichen und historischen Klärung.

Im Anhang findet sich der Lebenslauf von Salomon Otto Pestalozzi.

Es folgt der Text der Memoiren:

Salomon Otto Pestalozzi, Memoiren eines während der Kriegszeiten von 1859 in Mailand wohnhaft gewesenen Schweizers

Die Feierlichkeiten, welche in Rom und Italien 1911 zur Erinnerung an die vor 50 Jahren stattgehabte Neubildung des italienischen Staates abgehalten werden, haben in mir den Gedanken wachgerufen, dasjenige niederzuschreiben, was mir aus jener historisch höchst denkwürdigen Zeit noch lebhaft im Gedächtnis geblieben ist. Ich stütze mich dabei auf noch vorhandene Briefe, die ich seinerzeit von Mailand aus an meine Mutter in Zürich schrieb, und im fernerem auf die Jubiläums-Nummer der Italienischen-Illustrierten Zeitung vom 25. April 1909, die mir namentlich in politischer Beziehung wieder Verschiedenes in Erinnerung brachte, was meinem Gedächtnis entschwunden war. Charakteristisch ist, wie die Italienische-Illustrierte Zeitung ihren bezüglichen schwunghaften, aber nach meinem Gefühl doch rein sachlich gehaltenen Artikel einleitet. Was sie schreibt, lautet in der Übersetzung ungefähr wie folgt:

«Das Jahr 1859 ist für Italien das historisch ewig bedeutsame Jahr. Es zeichnet den Beginn einer neuen Zeitepoche. Wenn unser Vaterland Italien nach dem Muster von Frankreich zur Zeit der grossen französischen Revolution einen neuen Kalender hätte inaugurieren wollen, so wäre das Datum des ersten neuen Kalenderjahres auf den Januar 1859 gefallen.

An diesem Tag war es, dass Napoleon III, intimer Freund des Königs Victor Emanuel und der italienischen Sache überhaupt, beim offiziellen Neujahrsempfang der diplomatischen Vertreter auswärtiger

Memorien

aus der während der Kriegezeiten von 1859 in
Mailand wohnhaft gewesenen Schweizer S.

Die Feiertage welche in Rom und in
 1911 zur Erinnerung an die vor 50 Jahren sta-
 gekannte Verfassung des italienischen Staates
 abgehalten werden, haben in mir den
 Gedanken nachgerufen dasjenige wiederzu-
 was mir aus jener historisch höchst dunklen
 Zeit noch lebhaft im Gedächtnis geblieben ist.
 Ich stütze mich dabei auf noch vorhandene
 Briefe die ich s. g. von Mailand aus an meine
 Mutter in Zürich schrieb, und in denen auf
 die Substanz d. d. italienisch Illustration
 festung vom 25 April 1909 die mir namentlich
 in politischer Beziehung werden verstanden in
 Erinnerung brachte, was meinem Gedächtnis schon
 war. Charakteristisch ist wie die Mailänder
 Illustration festung ihren bezüglichlichen, schonungslos
 aber nach meinem Gefühl doch rein sachlich
 gehaltenen Artikel einleitet. Was sie schreibt be-
 in der Niederschreibung ungefähr wie folgt:

Abb. 1: Erste Seite der Erinnerungen von Salomon Otto Pestalozzi an das kriegerische Geschehen in Mailand und Norditalien 1859, aufgezeichnet 1911 anlässlich des 50-Jahr-Jubiläums des italienischen Staates.

Mächte beim französischen Hofe an Baron von Hübner, Gesandten von Österreich die Worte sprach: «Ich bedauere, dass unsere gegenseitigen Beziehungen so schlecht sind; versichern Sie immerhin Ihrem Souverän, dass meine persönlichen Gefühle ihm gegenüber sich nicht geändert haben.»

Diese Worte wirkten wie Kanonendonner.»

Soweit die Schilderung der Italienischen-Illustrierten Zeitung, die durchaus mit der Wahrheit übereinstimmt. Immerhin darf man sich nicht vorstellen, dass auf den Neujahrsgross von Napoleon III. an Österreich unmittelbar der Krieg erfolgte. Das Gefühl, dass etwas Grosses bevorstehe, ähnlich wie vor Beginn des Krimkrieges, durchzuckte alle Gemüter Europas, aber Uneingeweihte konnten sich keinen Begriff darüber machen, wie plötzlich ernstliche Komplikationen zwischen den geographisch getrennten Ländern Frankreich und Österreich entstehen sollten.

Alle in der Lombardei erscheinenden Zeitungen waren selbstverständlich einer strengen österreichischen Zensur unterworfen und durften nur Nachrichten bringen, welche die aufregbaren italienischen Gemüter in möglichst kleine Erregung bringen sollten. Trotzdem war ja natürlich nicht zu verhindern, dass uns gleich kleinen, sehr neugierigen Kindern behandelten Bewohnern von Mailand auf Umwegen durch mündliche Übertragung Kenntnis gegeben wurde von dem, was draussen in der Welt vorging. Wie solche verbotenen Früchte wirken können, sollten die Herren Österreicher schon am 10. Januar 1859 erfahren. An jenem Tage fand in Turin unter Vorsitz des Königs Victor Emanuel II. die Eröffnung des sardinischen Parlamentes statt.

Inspiriert durch seinen, als Diplomat weltberühmten Minister Graf Cavour¹, welcher sich seinerseits im Einverständnis mit Louis Napoléon wusste, sprach Victor Emanuel am Schluss seiner Thronrede folgende Worte:

«Herren Senatoren, Herren Deputierte,
Der Horizont in welchem das neue Jahr sich auftut, ist nicht ganz

¹ Camillo Benso von Cavour, 1810–1861, war der Staatsmann, der die italienische Einheit vorantrieb, der Architekt der italienischen Verfassung und der erste Ministerpräsident des neuen Königreiches Italien.

rein, dessen ungeachtet werden sie sich mit gewohntem Eifer an die Erledigung ihrer Aufgaben machen. Unser Land, klein was die territoriale Ausdehnung anbetrifft, hat an Ansehen in den europäischen Räten gewonnen, dank der Grösse der Ideen, die es vertritt und die Sympathien, die es dadurch erweckt.

Diese Verhältnisse sind nicht ganz frei von Gefahren, denn wenn wir einerseits auch gesonnen sind, die Staatsverträge zu halten, können wir anderseits uns auch nicht gefühllos zeigen gegenüber den Schmerzensschreien (*grido di dolore*), die von vielen Teilen Italiens zu uns hinübertönen.

Stark in der Eintracht, uns stützend auf unser gutes Recht, erwarten wir klug und entschlossen die Verfügungen der göttlichen Vorsehung.»

Diese letzten Worte wurden, wie der Bericht der Illustrierten-Italienischen Zeitung lautet, damals mit Begeisterung und erhöhter Stimme ausgesprochen, was angesichts der herkulischen Gestalt des piemontesischen Herrschers einen unaussprechlichen Eindruck auf die Anwesenden ausgeübt haben mag. Zu der mit Spannung erwarteten Tagung des sardinischen Parlamentes hatten sich aus allen Teilen Italiens Neugierige eingefunden und so namentlich auch aus Mailand.

Der Zufall wollte es nun, dass gerade am Abend des 10. Januar 1859 im Scala-Theater in Mailand die Oper *Norma* aufgeführt wurde. Bei der Stelle, wo die Choristen «Guerra, Guerra» (Krieg, Krieg) zu singen haben, erhob sich das Mailänder Publikum in dem immensen Raume des Parterre und schrie mit: «Guerra, Guerra». Die österreichischen Offiziere, die sich jeweilen in grosser Zahl bei den Aufführungen in der Scala einfanden und immer die vordersten Reihen occupierten, wandten sich anfänglich bei dem Spektakel erstaunt um, begriffen dann aber bald die Tendenz der Geschichte, stimmten unter fürchterlichem Säbelgerassel den Rufen «Guerra, Guerra» bei, unterstützt von ihrem Befehlshaber, Marschall Gyulay², der sich in seiner Privatloge im ersten Range befand. Der Vorfall im Scala-Theater bildete selbstverständlich, wie ich mich lebhaft erin-

² Ferencz Jozsef Gyulay, Graf von Maros, Németh und Nadaka, 1778–1868, war österreich-ungarischer Feldmarschall und Oberbefehlshaber der k. u. k. Truppen im Sardinischen Krieg.

nere, noch lange Zeit das Tagesgespräch. Die leicht erregbaren Italiener sahen sich im Geiste schon in die Kriegsjahre von 1848 zurückversetzt, wo sie damals schon vergeblich für ein einiges und unteilbares Italien geschwärmt hatten. Man hatte allseitig das Gefühl, dass etwas Entscheidendes kommen werde und müsse, aber wie die Geschehnisse sich vollziehen werden, darüber war man in unterrichteten Kreisen noch vollkommen im Dunkeln.

Ohne etwas Bestimmtes darüber angeben zu können, glaube ich nicht fehl zu gehen, wenn ich sage, dass bald nach den Kundgebungen der Mailänder Bevölkerung in der Scala und wahrscheinlich auch in anderen oberitalienischen Städten eine merkliche Änderung in der Haltung der österreichischen Regierung gegenüber ihren lombardisch-venezianischen Untertanen eintrat.

Im Glauben, den Italienern einen Gefallen zu erweisen, hatte der jetzt noch lebende greise Kaiser Franz Joseph im Jahre 1857 seinen leiblichen Bruder Maximilian, den späteren unglücklichen Kaiser von Mexico, in Mailand als Vizekönig des lomb.-venet. Reiches eingesetzt. Diese Einsetzung wurde mit grossem Pomp vollzogen und hätte, wie es damals hiess, den Beginn einer neuen Ära markieren sollen, wo an die Stelle eines rigorosen Militär-Regimentes unter General Radetzky eine mehr civile Regierung treten werde.

Die gewünschte, aber auch in Wien kaum je ernstlich erwartete Versöhnung der italienischen Untertanen mit dem österreichischen Joche, wie es immer kurzweg bezeichnet wurde, blieb aus, und man hatte immer das Gefühl, über einem Pulverfass zu leben, das jeden Augenblick explodieren könnte.

Es mag der Ort sein, in Kürze der Stellung zu gedenken, welche die grosse Schweizer Kolonie in anderen Städten dieser teils offenen, teils geheimen Sympathie zwischen Italien und Österreich einnahm. Wer sich in Geschäften in Mailand aufhielt, dem blieb gar keine andere Wahl, als sich auf die Seite der Italiener zu stellen. Der leiseste Verdacht, dass sie mit Österreichern sympathisieren, z.B. die Wahrnehmung, dass man auf der Strasse oder in Cafés mit Offizieren oder österreichischen Zivilbeamten rede, war genügend, um eine Geschäftsanknüpfung mit grösseren oder kleineren Mailänder Kunden ein für alle Male unmöglich zu machen.

Wie es so zu gehen pflegt, ging allmählich das, was man anfänglich vielleicht nur aus materiellen Interessen tat, in Fleisch und Blut über, und nahm die Mehrzahl der in Mailand wohnenden Schweizer, namentlich die jüngere Generation, vollkommene Partei für die nach Unabhängigkeit strebenden Italiener. Es war da ganz interessant zu beobachten, wie von Hause aus ruhige Gemüter sich aufregen konnten, wenn ihnen im Gespräch *über* die vor unseren Augen sich entrollenden politischen Ereignisse Opposition gemacht wurde. Wer nicht selbst einmal mitten in den Schrecken eines überaus blutigen Krieges gelebt hat, kann sich keinen Begriff davon machen, welche ungewöhnlichen Gefühle mehr oder weniger in den Menschen wachgerufen werden. Nur ganz wenige werden es sein, die im Ernst eine Wiederholung der Erlebnisse herbeiwünschen.

Nach dieser kleinen Abschweifung will ich nun wieder den Faden meiner Erzählung aufnehmen.

Bald nach dem Vorfall in der Scala und der sich steigernden revolutionären Stimmung in der Metropole der Lombardei machten sich selbstverständlich rigorose Verfügungen der österreichischen Polizei geltend und liess auch die Verhängung des Belagerungszustandes nicht lange auf sich warten.

Auf uns Ausländer machten diese verschärften Massregeln wenig Eindruck, denn man hatte ja bei dem ersten Betreten des italienischen Bodens das Gefühl bekommen, dass man sich in einem Polizeistaate *par excellence* (befinde), wo es einfach heisse, *gehören*. Mir persönlich, da ich direkt aus England kam, wo das einzelne Individuum, wenn es sich anständig aufführt, die denkbar grösste persönliche Freiheit geniesst, bleibt z.B. unvergesslich, wie mir zu Mute wurde, als mir an der italienischen Grenze bei Chiavenna der Reisepass abgenommen wurde, und ich dafür einen Zettel bekam, auf dem in vier Sprachen zu lesen war, man habe sich mit diesem Zettel innerhalb 24 Stunden beim Polizeibureau in Mailand einzufinden, andernfalls werde man für fl. 100 *courant*. Münze bestraft, oder 14 Tage eingesperrt.

Dass damals diese freundliche Begrüssung der Fremden nicht gerade dazu beitrug, die Einwanderung in die den Österreichern gehörenden Provinzen zu fördern, kann man sich denken. Im Süden, in

Rom und Neapel, glaube ich, wurden die reichen Engländer und Amerikaner schon damals etwas glimpflicher behandelt.

Dass für die sogenannten Italianissimi, das heisst diejenigen Italiener, welche vor Ungeduld die Abschüttelung des österreichischen Joches kaum erwarten konnten und sich gelegentlich offen oder verborgen zu unbesonnenen Reden oder Handlungen hinreissen liessen, die Verhängung des Belagerungszustandes ungelegen kam, kann man sich denken. Während den Monaten Februar, März und April verging selten eine Woche, dass nicht im Publikum gemunkelt wurde, der oder jener junge Mann aus den reichsten und vornehmsten Familien der Lombardei sei spurlos verschwunden. Man vermutete, die österreichische Polizei habe ihn abgefasst und halte ihn in einer der vier Festungen in Mantua, Signano, Peschiera oder Verona, welche das berühmte als unbesiegbar taxierte Quadrillatur (Festungsquadrat) bildeten, gefangen.

Was an diesen Gerüchten wahr war, konnten Fernerstehende nicht leicht beurteilen, ganz aus der Luft gegriffen wird die Sache nicht gewesen sein. So viel ist sicher, dass je länger sich die Unsicherheit, ob es zum offenen Kriege kommen werde, hinzog, je grösser die Aufregung der Gemüter wurde. Da uns, wie schon erwähnt, durch die in Mailand erscheinenden Zeitungen nur dasjenige aufgetischt wurde, was den Österreichern in den Kram passte, konnten wir uns absolut keinen klaren Begriff darüber machen, warum der Ausbruch des Krieges zwischen Frankreich und Österreich sich so sehr in die Länge ziehe. Nach der kolossalen Machtentfaltung Österreichs, das Tag für Tag enorme Massen von Truppen aus den entlegensten Teilen der Monarchie gegen die Piemontesische Grenze hinschob, hätte man längst einen ersten entscheidenden Coup erwarten können.

Da selbstverständlich das Gros der österreichischen Armee per Eisenbahn Mailand zu passieren hatte, so konnten wir uns ein ziemlich klares Bild von deren Beschaffenheit machen. Neben den Elite-truppen, wie z.B. die Tiroler Kaiserjäger und der ungarischen, durch ihre Uniform glänzenden Kavallerie, bekam man da eine ganze Musterkarte von verschiedenen Menschentypen zu sehen. Es war damals das System der österreichischen Regierung und ist es, denke ich mir, auch heute noch, die ausgehobenen Rekruten zu ihrer Drillung in die

entferntesten Teile der Monarchie zu senden. Die Gefahr, dass diese jungen Leute mit den Eingeborenen der betreffenden Gegend gegen die Regierung gemeinsame Sache machen werden, glaubte man damit ausgeschlossen, schon aus dem einfachen Grund, weil sie sich sprachlich gar nicht verständigen konnten.

Im Frühjahr 1859, wo es galt, grosse Quantitäten von Truppen auf einen Punkt zu konzentrieren, konnte obiges System nicht mehr strikte durchgeführt werden, sondern man bekam den Eindruck, dass vorweg alle Jungmannschaft aus Böhmen, Mähren, Galizien, Moldau, Rumänien, Wallachei, *pêle mêle*³ nach dem Kriegsschauplatze speidiert werde, währenddem umgekehrt die von den Österreichern noch im Lombardisch-Venetianischen Reiche ausgehobenen Rekruten zur nominellen Aufrechterhaltung der Ordnung in jenen Gegenden möglichst weit nach Osten versetzt wurden.

Man konnte sich beim Anblick dieser fremdartigen jungen Gestalten eines gewissen Gefühls von Mitleiden nicht erwehren, denn man musste sich sagen, hier kann ja von einem richtigen Verständnis für was man in den Krieg ziehe, oder gar von einer Begeisterung für eine patriotische Sache, gar keine Rede sein. Was sie taten oder in der Folge tun mussten, geschah auf strikten Militär-Befehl hin, Widerstand war von vornherein ausgeschlossen.

Ich muss nun in Kürze auf die Motive eintreten, welche den Beginn der Feindseligkeiten anno 1859 von Januar in die Monate Mai und Juni verzögerten und bediene mich dabei wieder der in der Hauptsache in der Italienischen-Illustrierten Zeitung erschienenen Notizen.

Was allem Anschein nach Napoleon III. am meisten zu schaffen gegeben haben mag, war die ausgesprochene Stimmung seines eigenen Volkes gegen Eröffnung eines neuen Krieges, nachdem kurz vorher, so rühmlich für Frankreich, eine Feindseligkeit mit Russland in der Krim⁴ ihren Abschluss gefunden hatte.

Es wollte selbstverständlich den Handel und Industrie treibenden spekulativen Franzosen nicht einleuchten, dass mitten in den Glanz des Hofstaates, welchen das II. Kaiserreich in Paris verbreitete, neue

³ Durcheinander (französisch).

⁴ Krimkrieg 1853–1856, Kriegsparteien: Russland gegen Osmanisches Reich, Frankreich, England u. a.

politische Komplikationen treten sollten. Auch die guten Beziehungen zu England drohten dank der feindlichen Haltung, welche Napoleon III. Österreich gegenüber annahm, gestört zu werden. Königin Victoria soll an ihren Alliierten im Krimkriege persönliche Briefe geschrieben haben, um ihn zu beschwören, von einem Kriege mit Österreich abzusehen. An der Spitze des englischen Ministeriums stand damals der archikonservative Lord Derby, der mit seinen Sympathien selbstverständlich der als konservativ par excellence geltenden österreichischen Monarchie näher kam, als dem modern regierten Frankreich.

Wie die Grossmächte Russland und Preussen, das anno 1859 bekanntlich noch keine dominierende Stellung in Europa einnahm, sich zu einem Kriege zwischen Frankreich und Österreich stellen würden, darüber herrschte noch ziemliche Unklarheit; immerhin muss sich Napoleon III. bewusst gewesen sein, dass er auch mit diesen Faktoren zu rechnen habe. So ungefähr präsentierte sich der politische Horizont im Frühjahr 1859; man darf herzhafte sagen, es war an unheimlichen gewitterschwangeren Wolken über und überfülle.

Wer unzweifelhaft unter dieser Unsicherheit direkt am meisten zu leiden hatte, war König Victor Emanuel. Er hatte durch seine Äusserungen im Sardinischen Parlament bei dem Italienischen Volke Hoffnungen auf eine Neuordnung der Dinge erweckt, die nicht mehr ohne weiteres aus der Welt zu schaffen waren. In eingeweihten Kreisen (wir in Mailand hatten natürlich damals noch keine blasse Ahnung davon) mag bekannt gewesen sein, dass zwischen Frankreich und Sardinien durch die Vermittlung von Cavour ein gewisses Schutz- und Trutzbündnis bereits zu Recht bestand. Die Bedingungen dieses Bündnisses waren in der Hauptsache, wie später verlautete, Folgende:

1/ Frankreich entsendet um den Italienern zu ihrer Freiheit zu verhelfen ein Armeecorps von 200 000 Mann nach Italien.

2/ Das Piemont übernimmt es auf seine Kosten, 100 000 Krieger gegen Österreich zu stellen.

3/ Im Falle des Gelingens des französisch-piemontesischen Feldzugs und der Befreiung Italiens von seinem auswärtigen Unterdrücker, hat das Piemont Savoyen an Frankreich abzutreten; von einer Zession der schönen Provinz Nizza war damals noch nicht die Rede und beschäf-

tigte deshalb beim Abschluss des Friedens in Zürich⁵ vom Oktober 1859 die Gemüter umso mehr.

Neben diesen materiellen Bedingungen hatte Napoleon an Graf Cavour den nachdrücklichsten Wunsch ausgesprochen, König Victor Emanuel möchte seine Einwilligung erteilen zu der Heirat des Prinzen Jérôme Napoléon mit der Prinzessin Clothilde, Tochter von Victor Emanuel.⁶ Das Hauptmotiv, das den französischen Kaiser zu diesem Begehren veranlasst haben soll, hiess es damals, sei gewesen, seine junge Dynastie in verwandtschaftliche Beziehungen zu Savoyen, einem der ältesten europäischen Königshäuser zu bringen.

Cavour, der allen, auch den kompliziertesten Situationen gewachsen, wusste auch diese eminent delikate Angelegenheit seinem König so vorzutragen, dass er und seine Tochter aus Patriotismus nicht Nein sagen durften.

Schon am 1. Februar 1859 fand die Vermählung in Genua statt, der dann die unmittelbare Abreise des Ehepaares nach Frankreich via Marseille folgte. Der Empfang in Frankreich des ohnehin nicht beliebten Prinzen Jérôme mit seiner ihm gegenüber unverhältnismässig jungen Gattin, soll mehr als kühl gewesen sein. Die Franzosen mögen dadurch das vermehrte Gefühl bekommen haben, dass ein Krieg in naher Aussicht stehe, obwohl scheinbar dafür noch keine Vorbereitungen getroffen worden waren.

Ganz Europa stand selbstverständlich in gespannter Erwartung über die Entwicklung der Dinge, denn man sagte allgemein, ein in Oberitalien sich abspielender (Krieg) zwischen zwei der grössten Kriegsmächte könnte oder würde unabsehbare Folgen haben. Die Diplomaten der nicht direkt interessierten europäischen Mächte machten aussergewöhnliche Anstrengungen, um die Gefahr zu beschwören. Russland regte den Gedanken der Beschickung eines europäischen Kongresses an zur Reglierung der kurzweg genannten italienischen Frage. Napoleon III. soll diese Anregung damals sehr gelegen gekom-

⁵ Friede von Zürich, 10. November 1859: Wurde aufgrund des Vorfriedens von Villafranca, 11. Juli 1859, zwischen Österreich, Frankreich und Sardinien abgeschlossen. Er beendete den Sardinischen Krieg.

⁶ Hier irrt sich Salomon Otto Pestalozzi: Joseph Napoléon (oder Napoléon Joseph), Sohn von Jérôme von Westfalen, heiratete Clothilde von Savoyen.

men sein, weil er darin ein Mittel erblickte, das Odium, einen europäischen Krieg heraufbeschworen zu haben, zum Teil wenigstens von sich abzuwälzen. Er soll auf Befragen erklärt haben, er werde fraglichen Kongress beschicken unter der Bedingung, dass sein Freund Victor Emanuel zur Verteidigung der Interessen Italiens ebenfalls beigezogen werde. Das Letztere war nun aber gerade das, was Österreich nicht zugeben wollte, sondern im Gegenteile die formelle Bedingung stellte, dass nur dann von einem Kongresse die Rede sein könne, wenn vorher Piemont seine Armee wieder auf Friedensfuss gestellt und sämtliche Freischaren unter dem Kommando Garibaldis⁷ wieder entlassen worden seien. Von Terrainabtretungen seitens Österreichs dürfe auf dem Kongresse gar nicht gesprochen werden.

Wie es sich denken liess, war die Stimmung in Österreich inzwischen nicht weniger kriegerisch geworden als im Piemont; so mag sich wohl Kaiser Franz Joseph das Gefühl aufgedrängt haben, er sei es, trotz allem Abraten der fremden Mächte, seinem grossen österreichischen Reiche schuldig, dem kleinen revoltierenden Piemont, das er schon 1848 besiegt hatte, eine neue gründliche Lektion zu erteilen. Feldmarschall Gyulay, an der Spitze einer bereits auf 150 000 Mann angeschwollenen österreichischen Armee an der Grenze des Piemont, soll in den ersten Tagen Aprils einen Tagesbefehl an seine Truppen gerichtet haben, der an Geringschätzung der italienischen Gegner das denkbar Beleidigendste leistete, und als er in Turin bekannt wurde, die Gemüter aufs Äusserste erbitterte.

Noch zogen sich die Unterhandlungen der Mächte um 14 Tage hin. Österreich beharrte auf seinem Begehren, Italien dürfe bei einem Kongresse nicht vertreten sein und Piemont habe sofort seine Rüstungen einzustellen, was durch Vermittlung von Parlamentariern Baron von Kellenperg und Graf Ceschi di Santa Croce aus dem österreichischen Lager abgesandt, auch noch direkte König Victor Emanuel offiziell bekannt gegeben wurde. Mit diesem Ultimatum war natürlich der Ausbruch des Krieges entschieden.

⁷ Giuseppe Garibaldi, 1807–1882, Guerillakämpfer und Protagonist der italienischen Einigungsbewegung zwischen 1820 und 1870.

Am 22. April 1859 erschien im offiziellen Pariser Moniteur folgende Notiz:

«Österreich ist nicht eingetreten auf die von England gemachten und von Frankreich, Russland und Preussen acceptierten Vorschläge. Es scheine, dass das Wiener Cabinet beschlossen habe, sich direkte an das Cabinet in Turin zu wenden, um die Desarmierung zu verlangen. Angesichts dieser Verhältnisse hat der Kaiser (Louis Napoléon) die Konzentration verschiedener Divisionen an der piemontesischen Grenze befohlen.»

Damit wusste man auch in Frankreich, was bevorstand. Es würde zu weit führen, alle die Ereignisse aufzuzählen, welche vom Beginne der Feindseligkeiten bis zu der ersten entscheidenden Schlacht von Magenta stattfanden. Nur einige der Hauptmomente seien erwähnt in chronologischer Reihenfolge nach den Notizen der Italienisch-Illustrierten Zeitung:

- | | |
|-----------|--|
| 27. April | Ausschiffung des ersten franz. Armeecorps unter General Baragnag s'Hillia ⁸ |
| 30. April | Die Österreicher besetzen Novarra und Mortara |
| 1. Mai | Victor Emanuel verlässt Turin fürs Hauptquartier San Salvatore |
| 10. Mai | Napoleon III. verlässt Paris und landet |
| 12. Mai | in Genua, empfangen durch Cavour |
| 20. Mai | Grosses Gefecht bei Montebello |
| 1. Juni | Sein General Niel ⁹ besetzt nach einem Kampfe Novarra, wo Napoleon dann sein Hauptquartier aufschlägt |
| 4. Juni | Grosse Schlacht von Magenta, zwischen zwölf französischen und vierzehn österr. Divisionen |
| 5. Juni | Die Österreicher räumen Mailand |

Ich bin nun mit meinen Berichten von den politischen Ereignissen in Oberitalien anno 1859 an dem Zeitpunkt angelangt, wo sich die Ereignisse häuften und ich bin auf Zeitungs-Nachrichten *angewiesen*,

⁸ Vermutlich handelt es sich um Baraguay d'Hilliers, Achille, Comte d', 1795–1878, «qui se distingua en Italie...».

⁹ Adolphe Niel, 1802–1869, französischer Marschall und Kriegsminister.

um die eigenen persönlichen Erlebnisse zu ergänzen. Da muss ich nun manches erzählen, was sich nur auf dem Papier sehr einfach ausnimmt. Es heisst, die Österreicher haben am 5. Juni 1859 Mailand geräumt, aber was es für die Bewohner in der Stadt und eine Bevölkerung von damals an 300 000 Seelen heissen will, von heute auf morgen allen und jeden obrigkeitlichen Schutzes beraubt zu sein, davon kann sich nur derjenige einen Begriff machen, der selber Ähnliches erlebt hat.

Trotz allen Bestrebungen, die Bevölkerung von Mailand möglichst im Dunkeln zu halten über die Vorgänge auf dem eigentlichen Kriegsschauplatz an der Grenze gegen das Piemont, sickerte schon am 4. Juni durch alles Trübe hindurch, dass es unseren Unterdrückern, den Österreichern im Kampfe gegen die verbündeten Franzosen und Piemontesen nicht gerade gut gegangen sei, und sie sich eher auf dem Rückzug befänden. Gewissheit bekam man aber erst darüber, als zur unbeschreiblichen Freude der Mailänder am 5. Juni morgens früh schon die weisse Fahne auf dem Castell und dem Polizeigebäude flatterte.

Ich hatte mit einem meiner intimsten Freunde Herrn Edmond Vernet, späterem langjährigem Schweizerkonsul in Lyon, verabredet, wir wollen am folgenden Tage resp. am 5. Juni 1859 morgens früh einen kurzen Streifzug durch die Stadt machen, um auszukundschaften, was Neues passiert sei, oder allfällig zu erwarten stehe.

Unser erster Gang führte uns zum weissbeflaggten Polizeigebäude in der Via Santa Margarita, wo auf der Aussenseite eine Proklamation des Öst. Platzcommandanten in Mailand, ungefähr folgenden Inhaltes zu lesen war:

«Es werde der Mailänder Bevölkerung bekannt gegeben, dass die Besatzung von Mailand sich aus verschiedenen Gründen veranlasst gesehen habe abzuziehen, um voraussichtlich am Abend wieder zurückzukehren. Die Mailänder Bevölkerung werde gebeten, sich inzwischen nicht irgendwelcher Ausschreitungen schuldig zu machen.»

Dieser letztere Passus war gerade dasjenige, was die Revolutionskinder am meisten reizte! Als wir auf den Platz vor der Scala kamen, hatten sich bereits eine Anzahl Gamins einer Leiter bemächtigt, um

vom Theatergebäude das grosse österreichische Wappen mit dem Doppeladler herunter zu holen und darauf Gross und Klein herumtrampeln zu lassen. Ähnliches wurde bei allen übrigen Regierungsgebäuden gemacht. Bald erschienen, unter Gesang die Tricolor Fahnen vorantragend, durch die Strassen ziehend, ganze Züge von Proletariern.

Angesichts dieser Tatsachen bekam ich das Gefühl, es dürfte an der Zeit sein nach Hause zu gehen, um sich womöglich gegen alle Vorkommnisse zu schützen. Zum besseren Verständnis muss ich hier einschalten, dass mir gerade in jenen Tagen durch reinen Zufall eine sehr verantwortungsvolle Stellung in Mailand zugebracht worden war.

Mein Prinzipal, Herr Albert Keller¹⁰, damals einer der grossen Seidenindustriellen Italiens mit zahlreichen Filanden¹¹ auf dem Lande, in der Lombardei und im Piemont, hatte die Gewohnheit, Anfang Mai Mailand zu verlassen, um bei der Coconernte in Villamonte bei Saluzzo im Piemont, wo das grösste Etablissement bestand, daselbst anwesend zu sein. Selbstverständlich verlangte Herr Keller täglich von allem was jetzt in Mailand vorging, unterrichtet zu werden, da er aber plötzlich hörte, wegen der feindlichen Stellungnahme der österreichischen Armeen an der piemontesischen Grenze höre aller Postverkehr auf, blieb Herrn Keller keine andere Wahl, als uns durch Expressen zu berichten, er wünsche, dass ich in seiner Abwesenheit in seinem Wohn- und Geschäftshause in Mailand aufpasse und für Sicherheit Sorge. Welche Aufgabe meiner wartete, hatte ich als damals als 25jähriger unerfahrener Jüngling selbstverständlich keinen klaren Begriff.

Die Liegenschaft des Herrn Kellers befand sich an der Via San Paolo, einer der ersten Seitenstrassen welche beim Dome beginnen und zum grossen Corso hinführt. Das Haus bestand wie alle herrschaftlichen Gebäude Mailands aus einem Vorder- und einem Hinterteil, welche zusammen einen geräumigen Hof umgrenzten. Im Hinterteil befanden sich die Geschäftsräumlichkeiten (Comptoir und Seidenmagazi-

¹⁰ Albert Keller, geboren 1800, gestorben zwischen 1872 und 1875, zu den «Wolken-Keller» gehörend, Kaufmann in Mailand, ledig. Später Ritter des St. Mauritius- und Lazarus-Ordens. Sein Vater war Heinrich Keller-Tossetti, der als Bildhauer in Rom lebte und seinem Sohn die Neigung zu Italien vererbte.

¹¹ Filande: Seidenspinnerei (aus Cocon werden Seidenfäden gesponnen).

ne) und darüber die Wohnung meines Prinzipals. Gegen die Strasse hatte das Haus eine ziemlich lange Façade, die im 1.ten Stock von einer vornehmen Mailänder Familie bewohnt wurde. Um ins Haus hineinzugelangen, hatte man eine Portierloge zu passieren. Nachts bildeten 2 grosse Flügeltüren den Abschluss gegen die Strasse und über Tag konnten Gefährte nach Öffnen eines eisernen durchsichtigen Gatters durch den Portier Eingang bekommen.

Um zu meiner Erzählung zurückzukehren, drang mir an jenem Morgen beim Eintritt in die Via San Paolo bereits ein neuer Genre von Spektakel entgegen, nämlich das unaufhaltsame Gebrüll der Menge «Fuora la bandiera» (heraus mit der Tricolorfahne). Auf unser Haus, das von zwei Strassen her sichtbar war, schien man es besonders abgesehen zu haben, denn von den andern Häusern waren noch lange nicht alle beflaggt.

Ohne mich eine Minute zu besinnen, eilte ich in Begleitung unseres Cassiers zu der Familie im I. Stock unseres Hauses hinauf, denn nur von dort konnte man Zutritt bekommen zu dem grossen Balkon gegen die Strasse. Auf meine Frage an die Familie, ob sie im Besitze einer Tricolorfahne sei, erhielt ich zur Antwort Nein, aber man sei soeben im Begriffe eine herzustellen. Angesichts des Umstandes, dass man riskieren musste von einer Minute zur anderen Steine in die Fenster zu bekommen, konnte mich die zögernde Antwort der Mieter nicht befriedigen, sondern ich musste das Verlangen stellen, dass uns die Fahne in dem Zustand vorgewiesen werde, in dem sie sich zur Stunde eben befinde. Der Anblick der kaum ein wenig zusammengefügten roten, grünen und weissen Zeugstücke war keineswegs entzückend, aber daran war nun nichts zu ändern.

Um keine Zeit zu verlieren kam ich mit unsrem Cassier überein, wir wollen den ganzen Plunder um die in einer Ecke stehende wüste Fahnenstange herumwickeln, diese daran befestigen und dann auf den Balkon hinaus tragen. Gesagt getan. Der momentane Effekt war glücklicherweise günstig. Es ertönten einige Evviva von unten her und was die Hauptsache war: das Gros der Schreier trottete weiter die Gasse hinunter.

Ich verabschiedete mich von unseren vornehmen Mietern, die nachträglich die Zweckmässigkeit meines raschen Handelns einzusehen

schienen und begab mich ins Comptoir hinunter, um dort das Allernötigste anzuordnen, denn an ein regelmässiges Arbeiten und Handeltreiben war angesichts der politischen Vorgänge schon seit Wochen nicht mehr zu denken.

Kaum hatte ich mich mit unseren Angestellten in ein Gespräch eingelassen, so ertönte von der Strasse her ein neuer Spektakel. Es hatte sich vor unserem Hause eine neue Bande eingefunden, die an den Balkon hinaufschauend wieder Anstand nahm an der Bandiera. Es gefiel ihr das zusammengesetzte Objekt sehr schlecht. Der Gedanke, neuerdings an unsere Mieter auf der Vorderseite des Hauses gelangen zu müssen, war mir zuwider, aber es blieb nichts anderes übrig.

Auf meine höfliche Anfrage, ob die Herrschaft für eine neue Fahne sorgen wolle, erhielt ich die Antwort, die alte wäre ganz recht, wenn man Zeit gehabt hätte, sie in der Ordnung zusammen zu nähen; übrigens könne man nicht wissen, ob auch diese Fahne nicht *wieder* verschwinde.

Dieser Bescheid kam mir erwünscht, um Veranlassung zu haben, sofort einem unserer Facchini (Gewerbsknechten) den Auftrag zu erteilen, ohne Verzug irgendwoher eine neue Bandiera herbeizuschaffen. Es ging keine zehn Minuten, so kam der Mann glorios mit fliegender Fahne die Strasse heraufmarschiert. (Es) fand dann dieses ganz neue weithin sichtbare Möbel an Stelle des alten auf dem Balkon placiert, nachhaltig die Billigung des unten vorbeiziehenden Publikums. Der Vorfall gab mir Stoff zum Bedenken, weil ich entnehmen konnte, dass trotz der tausenden von Feiernden, junge Leute in die geheimen Vorbereitungen für eine in Szene zu setzende Revolution geraten seien.

Auf die glücklich beendete Fahnengeschichte folgten nun bald neue Überraschungen. Ich hatte mich kaum einige Minuten im Comptoir gesetzt, da kommt die Portinaja (Portière), ein altes aber kluges Frauli, zitternd herein mit dem Bericht, es seien drei Kerls in ihre Loge eingedrungen, die verlangen den Padrone di Casa zu sprechen. Sie (die Frau) habe ihnen gesagt der Besitzer sei verreist, aber es nützte nichts, sie verlangen einfach Geld. Dies war nun genau so ein Vorfall wie wir ihn im Comptoir und Magazin schon seit Wochen besprochen und ausgemacht hatten für den Fall, dass in Mailand eine Revolution aus-

brechen würde. Zeit war selbstverständlich auch hier keine zu verlieren. Ich gab den Angestellten im Magazin den Auftrag, sich im Hofe etwas zu schaffen zu machen, damit man von der Portierloge aus sehe, dass ich nicht allein sei, und begab mich dann zu den Angemeldeten. Auf meine Frage, was sie begehren, wurde mir im barschesten Tone erwidert: Geld! Zum Glück hatte ich während meinem bereits 4 jährigen Aufenthalte in Italien gelernt, mit Leuten der niederen Klasse zu traktieren, respektive nicht ohne weiters imponieren und noch weniger mich persönlich aufregen zu lassen. Ich antwortete also den Herren Proletariern womöglich mit noch lauterer Stimme als sie gebraucht hatten: Es sei eine Unverschämtheit ohne weiteres Geld zu verlangen, man sollte doch wenigstens wissen, was sie geleistet hätten.

Darauf kam über das Gesicht eines der Kerls, der gemerkt haben mochte, dass bei uns eine Erpressung en gros kaum Erfolg hätte, ein verschmitztes Lächeln, und er antwortete: Er und seine Freunde hier hätten soeben die Tricolorfahne zu oberst auf dem Dome gehisst, das sei doch gewiss eine grosse patriotische Tat! Ich ging auf den Witz ein, gratulierte den Herren zu ihrer selbstverständlich erfundenen Heldentat und drückte einem jeden einen Zwanziger (20 Kreuzer, den Wert von ca. 80...) in die Hand mit dem Bemerken, sie sollen sich damit etwas gütlich tun. So kamen wir über diese etwas heikle Geschichte glimpflich hinweg. Wenn die drei Burschen, was man nicht wissen konnte, von Aussen her unterstützt worden wären, so hätte die Situation für uns ziemlich kritisch abgehen können.

Nie mehr als wie in jenen Tagen wurde den Einwohnern der Stadt Mailand das Gefühl beigebracht, dass sie von ihrer Obrigkeit, was Leben und Eigentum anbetrifft, nicht geschützt, sondern nur unterdrückt seien. – Zahllose Diebstähle und auch Ausraubungen von Privatbankiers in ihren Bureaux in den Abendstunden kamen vor, ohne dass von der Polizei ernstlich dagegen eingeschritten wurde. Die Folge davon war, dass die Bürger notgedrungen auf Selbsthülfe bedacht sein mussten und mit grossen Lettern, meistens auf der Aussenseite ihrer Häuser, in roter Farbe schrieben: Morte ai Ladri (Tod den Dieben). Ob diese Inschriften als Abschreckung just viel nützten, weiss ich nicht, denn dem Diebsgesindel war ja auch bekannt, dass seit Verhängung des Belagerungszustandes den Bürgern das Halten von Waffen

irgendwelcher Art in den Wohnungen von Oben herab bei Todesstrafe verboten war.

Um eventuell nicht ganz wehrlos dazustehen, war ich auf den Gedanken verfallen, in einem Eisenmagazin sechs unschuldige Mistgabeln zu kaufen, und dieselben dann ganz hinten in unserem Seidenmagazin zu spitzen und mit Stielen versehen zu lassen. Mit dieser seltsamen Waffe dachten die im Hause wohnenden 4 männlichen Personen: 2 Italiener, 1 Schweizer Kutscher des Herrn Keller und ich, im Ernstfall sich wehren zu wollen, besser war's immerhin, dass die Eventualität nicht eintrat.

Ich kehre zu meiner Erzählung zurück und erwähne, dass alle diese bisherigen aufgezählten Begebenheiten sich in der ersten Hälfte des Vormittags vom 5. Juni 1859 zutrug. Das Gefühl, dass man in so aufgeregten Zeiten nie früh genug wissen könne, was sich ausser dem Haus abspiele, um die geeigneten Massnahmen zu treffen, trieb mich ins Freie, nachdem ich vorher meine genauen Instruktionen im Bureau gegeben hatte.

Das erste was mir auffiel, als ich auf der Strasse trat, war das Winken einer jungen Frau aus der Türe eines Café, wie es sie damals in Mailand unzählige gab. Ich trat ein und wurde von der Besitzerin in lebenswürdigster Weise mit den Worten begrüsst, ob ich gestatte, mir eine Tricolor Cocarde im Knopfloch zu befestigen, es wäre ja nicht mehr ratsam ohne eine solche auszugehen.

Dieser Vorfall frappierte mich, denn ich hatte bis *dahin* nicht daran gedacht, dass man eine Cocarde tragen müsse, und noch weniger, dass eine Gefahr daraus geben könnte, es nicht zu tun. Die Warnung der jungen Frau war aber mehr als gerechtfertigt, denn wehe dem der sich an jenem Tage und volle 6 Monate nachher ohne Cocarde auf der Strasse sehen liess, er riskierte angerempelt oder auch ohne weiter's als österreicherfreundlich misshandelt zu werden. Ich verabschiedete mich selbstverständlich unter bester Verdankung von meiner Cocardenspenderin, die versicherte, der heutige Tag sei der schönste ihres Lebens, und lenkte meine Schritte dahin, wo es hiess, dass man die österreichische Armee in vollem Rückzuge sehen könne.

Das Strassenbild hatte sich seit den frühen Morgenstunden vollständig geändert. Überall hingen an den Häusern Flaggen herum und

alles was vom Mailänder Publikum klein und gross, weiblich und männlich, gehen konnte, war auf den Beinen, um die erste Neugierde zu befriedigen. Wer die Menge mit etwas kritischeren Augen betrachtete, konnte bald herausfinden, dass sich viel unheimliches Gesindel darunter befand, mit Galgenphysiognomien, wie man sie nur in Revolutionszeiten in der Öffentlichkeit zu sehen bekommt. Namentlich ein Kerl ohne Hut, *mit* langem Haar, und Vollbart, an der Seite einen rostigen Dolch in der Scheide tragend, erregte die allgemeine Aufmerksamkeit. Er blickte indessen verachtungsvoll auf die Umstehenden.

Mit dem vorhin erwähnten Durchmarsch der *abziehenden* österreichischen Armee hatte es seine Richtigkeit und zwar von Tor zu Tor, mitten durch die damals noch krummen wirrlichen Gassen hindurch. Der Anblick der mit Schmutz überzogenen österreichischen Soldaten mit ihren weissen Uniformen war unbeschreiblich, ebenso das Durcheinander von allen möglichen Waffengattungen, Artillerie, Kavallerie Fussvolk und eine Unmasse von grossen Wagen mit Munition, Gepäck, und Marketenderinnen. Der Durchmarsch vollzog sich lautlos und glich einem Trauerzug. Auch das zuschauende Publikum verhielt sich voller Anstand ganz ruhig. Nachmittag soll es vorgekommen sein, was mich nicht verwunderte, dass einzelne Korps in dem Wirrwarr von kleinen Gassen auf Abwege gelenkt wurden und nachher den Anschluss an die Österreichische Armee nicht mehr finden konnten.

Ich hätte dem merkwürdigen Vorgang gerne länger zugeschaut, allein das Pflichtgefühl sagte mir, es sei klüger heimzukehren. Dort war inzwischen glücklicherweise nichts Ungeschicktes passiert. Man hörte gerüchteweise, es hätten sich, um dem rechtlosen Zustand in dem wir uns befänden abzuhelpen, einige angesehene Bürger der Stadt Mailand zusammengetan, um eine provisorische Regierung zu bilden. Dieses Kollegium werde nächstens mit Proklamationen an die Öffentlichkeit treten. Indes erschienen noch vormittags rasch hintereinander folgende zwei Plakate auf den öffentlichen Plätzen.

Gemeinderat der königlichen Stadt Mailand:

(Mit dem Wort königlicher war angedeutet, dass man sich bereits unter die Protektion des Königs von Sardinien gestellt betrachtete.)

Anzeige Mailand, 5. Juni 1859

Die gegenwärtig gebieterischen Verhältnisse verlangen, dass die rechtschaffenen Bürger sich eiligst zu den Pfarrkirchen begeben denen sie angehören, wo ihnen mitgeteilt werden wird, welche Anführer bereits bezeichnet wurden, um die öffentliche Ruhe und Arbeit aufrecht zu erhalten.

Der hohe Zweck dieses Appells lässt den Gemeinderat nicht im Zweifel, dass demselben prompt Folge geleistet werde.

Die Mitglieder *De Her, De Lo ... , Margerita, Uboldi, de Capia, Rongin, Borotti*

Der Sekretär: Silva

Anzeige Mailand, 5. Juni 1859

Übergriffe auf Personen oder Eigentum werden nach den Paragraphen des Gesetzes bestraft

Unterschriften wie bei Nr. 1.

Diese Proklamationen und auch die folgenden, die veröffentlicht wurden, beeindruckten, weil man ihnen anmerkt, dass sie ihr Entstehen momentanen Eingebungen verdanken, wie die sukzessive rasch aufeinanderfolgenden Ereignisse an jenem denkwürdigem Tage einem jeden denkenden Menschen für sein Verhalten diktierten. Sicher ist, dass es ein über alles Lob erhabenes Verdienst jener sechs Männer war, welche die Proklamationen unterzeichneten, die schöne reiche Stadt Mailand während 3 Tagen und 3 Nächten bis zum Einzug der verbündeten französisch-sardinischen Armee durch ihr mutvolles energisches Auftreten vor Plünderungen oder noch Schlimmerem bewahrt zu haben.

Im Laufe des Nachmittags erschien folgende 3te Publikation, welche am meisten zu reden gab:

Mitbürger.

Feindliche, unorganisierte Corps treiben sich in der Nähe der Stadt herum. Es ist notwendig ungesäumt für die Verteidigung des Lebens und Eigentums der Bürger zu sorgen. Der Gemeinderat ladet Euch

ein, sofort Barrikaden an den Haupteingängen der Strassen zu errichten. Beim Herannahen der Feinde wird die Sturmglocke ertönen.

Es bleiben in Kraft die bereits getroffenen *Anordnungen* für Sammlung der Bürger zur Aufrechterhaltung von *Ordnung und Sicherheit* in den verschiedenen Kirchgemeinden. *Kommandant* der Nationalgarde ist Herr Carlo *Biatti* (?)

Mailand, 5. Juni 1859, Unterschriften wie bei *den früheren*.

Die Aufforderung Barrikaden zu errichten verursachte anfänglich einiges Kopfschütteln, wurde aber dann bald damit erklärt, dass es dem provisorischen Gemeinderat wahrscheinlich weniger darum zu tun sei, sich gegen Aussenfeinde zu schützen, als dem sich in dem Innern der Stadt herumtreibenden unheimlichen Janhagel¹² einen angenehmen, anregenden Zeitvertreib zu verschaffen und denselben durch Beschäftigung vom Diebstahl abzuhalten.

Ob gern oder ungern musste ich mich ungesäumt auch mit dem Barrikadenbau beschäftigen, denn in unserer Gasse konnte mir nicht ganz gleichgültig sein, wohin dieselben placiert werden. Im Schweisse ihres Angesichtes wurden von einer Anzahl Männer die Pflastersteine herausgegraben und noch mehr Arbeit gab das Heben der langen granitenen Sockel, die in der Mitte aller grösseren Mailänder Strassen dem Wegverkehr, gleich Tramgleisen, als Untergrund dienen.

Mir wollte nicht einleuchten, wie die losen Steine als Verteidigungswall dienen könnten, und das brachte mich auf die Idee, meinen Leuten den Vorschlag zu machen, eine Anzahl alter Coconkörbe von 1½ Meter Länge und ca. 80 cm Durchmesser aus unserem Magazin hervorzuholen zu doppelten Reihen quer über die Strasse zu stellen und mit schweren Pflastersteinen zu füllen. Der Vorschlag wurde mit Begeisterung aufgenommen, unsere Facchini entwickelten dabei eine Behändigkeit, wie man sie sich sonst nicht immer gewohnt war, an ihnen zu beobachten. Unsere Arbeit vor dem Hause war natürlich immer von Gaffern umringt, die mehr oder weniger liebevolle Ratschläge erteilten; was mich aber am meisten amüsierte, das war die Inspektion einer ersten Patrouille der neugebackenen Bürgerwehr.

¹² Janhagel: Veralterter Ausdruck für «Pöbel».

Dem Anführer dieser Patrouille imponierte unsere stattliche Bauidee so sehr, dass er mir sagte, er werde dafür sorgen, dass wir nachts eine extra Wache dazu bekämen.

Im Laufe des Tages erschienen dann noch weitere 4 Publikationen, worin die Bürgerschaft aufgefordert wurde, allfällig verborgen gehaltene Schiessgewehre, Degen, Säbel etc. beim Chef der Nationalgarde abzugeben, ansonsten die Betreffenden als Verdächtige behandelt würden. Ferner wurden die Häuserbesitzer eingeladen, nachts Lichter in ihren Etagen herauszustellen und endlich, was mich am meisten interessierte, machte ein provisorisch ernannter Postdirektor bekannt, dass man versuchen werde, zum ersten Mal wieder seit ca. 3 Wochen, Briefschaften in der Richtung von Frankreich und der Schweiz zu spedieren. Ich verlor natürlich keine Zeit, meiner Mutter in Zürich ein Lebenszeichen von mir zu geben. – Garibaldi mit seinen Truppen hielt während Wochen Como besetzt und liess keine österreichische Post nach der Schweiz durch.

Auf was wir am meisten gespannt waren, und was den ersten Tag der erlangten Freiheit noch zu verschönern verhalf, war das erstmalige Erscheinen der *Gazetta di Lombardia* in italienischem Gewande, das heisst ohne die verhasste österreichische Zensur passiert zu haben. – Aus dieser Zeitung wurde uns zum ersten Male klar, welche Entwicklung die grossen kriegerischen Ereignisse (Schlachten von Montebello und Magenta) ohne unser Wissen nahe von uns genommen hatten und dass der Einzug von Napoleon III. und Victor Emanuel II. ganz nahe bevorstehe.

Die Nacht vom 5. auf den 6. Juni verlief noch ruhig, was unsreiner dankbar annahm, denn man hatte während der letzten 24 Stunden der Aufregungen genug gehabt und stand im Vorgefühl, dass deren in den nächsten Tagen noch viele folgen werden.

Die nächste Sorge der provisorischen Stadtverwaltung war die Unterbringung der mit endlosen ununterbrochenen Eisenbahnzügen vom Schlachtfelde von Magenta anlangenden Verwundeten. Der jetzige grosse Bahnhof von Mailand mit seinen Vorplätzen ausserhalb der Ringmauern der Stadt bestand damals noch nicht, sondern ein viel kleinerer mit sehr beschränkten Einsteigperrons. Um Stauungen zu vermeiden musste dafür gesorgt werden, dass die Verwundeten,

Mann für Mann, und auf allen erdenklichen Fuhrwerken und Karren, grosse und kleine, so rasch als möglich zunächst einfach von der Eisenbahn weg durch das Stadttor auf den offenen Strassen und zum Teil auch auf die nahegelegenen Bastionen transportiert werden konnten, um von dort aus dann den Spitälern und für Spitäler hergerichteten Kirchen und anderen öffentlichen Gebäuden zugeteilt zu werden. Der Anblick dieser hunderten unter freiem Himmel herumliegenden, in der Mehrzahl blutigen Verwundeten war ein unbeschreiblich trauriger. Das Publikum gab sich alle erdenkliche Mühe, ohne Ansehen der Nationalität den armen Leidenden etwelche Linderung zu verschaffen, aber der Erfolg war wahrscheinlich ein sehr bescheidener. Vielen konnte man den Todeskampf auf den Gesichtern ablesen.

Die Sterblichkeit unter den auch weniger Blessierten war in diesem Kriege eine ausserordentlich grosse, was man beinahe in der Hauptsache der auch für Italien ungewöhnlichen, beinahe tropischen Sommerhitze zuschrieb. Die antiseptische Wundbehandlung, wie sie heute gehandhabt wird, war damals eben noch nicht bekannt. Ein Vorfall beschäftigte uns in Mailand wohnende Zürcher besonders nahe. Es waren nämlich Verwandte eines in österreichischen Diensten befindlichen und auf Umwegen als verwundet nach Zürich gemeldeten jungen Mannes sofort nach Wiedereröffnung des Postverkehrs nach Mailand geeilt, um nähere Erkundigungen einzuziehen und machten grösste Anstrengungen um den Aufenthaltsort des Verwundeten ausfindig zu machen, die Verwandten fanden ihn aber, glaube ich, schon nicht mehr beim Bewusstsein.

Wenn man bedenkt, dass in der ersten Hälfte Juni 1859 vielleicht circa 15 000 Verwundete in der Stadt Mailand untergebracht waren und auf den Bastionen (Umfassungsmauern) circa 60 000 Mann der verbündeten Armee biwakierten, so muss man es beinahe als ein Wunder betrachten, dass keine Epidemie ausbrach.

Ich kehre zu den Tagesereignissen vom 6. Juni 1859 zurück. Ausser den Verwundetentransporten war von der siegreichen piemontesischen Armee in Mailand noch nichts zu sehen, wohl aber hörte man auf die Entfernung von 10–15 Kilometern heftigen ununterbrochenen Kanonendonner. Um den Rückzug ihrer Armee einigermaßen zu schützen,

hatten *sich* die Österreicher in dem Dorfe Melegnano wie in einer Festung verschanzt und mussten von dort wieder vertrieben werden.

Das Gefecht von Melegnano verursachte mir indirekt auch noch ziemliche Sorgen. Ich wurde nämlich in der Nacht vom 6. auf den 7. Juni um 1 Uhr durch lautes Pochen an unserem Hausportal geweckt. – Es befand sich eine Abordnung der Bürgerwache draussen, welche die Anzeige machte, es werden sämtliche Privat-Equipagen, Omnibusse etc. der Stadt Mailand requiriert, um ungesäumt die grosse Zahl von neuen Verwundeten abzuholen, eine Eisenbahn in der Richtung von Melegnano bestand damals noch nicht.

So begreiflich und gerechtfertigt mir die Aufforderung unserer provisorischen Stadtverwaltung erschien, so schwer kam es mich an, derselben, mitten in der Nacht, durch Absenden der Kutsche meines Prinzipals Folge zu leisten. Wegen der am 5. Juni errichteten Barrikaden war der Zustand der fahrbaren Strassen im Innern der Stadt noch ein ziemlich bedenklicher und wie es vollends auf dem Lande draussen beim neusten Schlachtfelde aussehen mochte, davon konnte sich unsereiner keinen Begriff machen. Item, es hiess auch hier wieder einfach gehorchen. Pferde und Kutsche wurden herausgeholt und letztere bestmöglich mit Kissen und Decken ausgestaffiert. Kutscher Johann setzte sich, allerdings mit sehr bedenklichem Gesicht, auf den Bock und fort ging in die Nacht hinaus auf gut Glück hin. Der Anblick der Toten und Verwundeten in den engen Gassen des Dorfes Melegnano, wo ein jedes Haus im Sturme genommen worden war, soll ein grässlicher gewesen sein. Johann gab zu, er hatte Mühe, sich vor Aufregung auf dem Bock zu halten.

Auf die vielen Stunden banger Erwartung, die Mailand seit Monaten durchgemacht, sollten nun einige Tage freudiger Erregung folgen, galt es doch den Siegern von Magenta einen würdigen Empfang zu bereiten. Nichts wurde unterlassen um der Stadt durch alle erdenklichen Dekorationen einen festlichen Anstrich zu geben.

Die natürlichste Freude spiegelte sich auf allen Gesichtern alt und jung, reich und arm, ab. Besonders possierlich war es mitanzusehen, wie vereinzelte französische Soldaten, welche mit Verwundetentransporten bereits nach Mailand gekommen waren, und sich auf den Strassen sehen liessen, von vornehmen Mailändern unter dem Arm gepackt,

in die schönen Cafféhäuser geschleppt und dort zum Gaudium des anwesenden Publikums aufgefüttert wurden.

Am 8. Juni erfolgte nun der längst ersehnte gloriose Einzug der verbündeten Armee mit Napoleon III. und Victor Emanuel II. an der Spitze ihres Generalstabes. Ich hatte mich beim Dom placiert und konnte, trotz der grossen Menge von Zuschauern das seltsame, unvergessliche Schauspiel mit Musse betrachten. Besonders interessierte mich Louis Napoléon, den ich mir als eher kleine, schwächliche Figur gedacht hatte, der sich aber bei diesem Anlasse zu Pferd in seiner Feldherren Uniform sehr vorteilhaft präsentierte und dem Verbündeten Victor Emanuel mit seinem echt martialischen Aussehen würdig zur Seite ritt.

Dass man es hier nicht mit einem langweiligen Paradeaufmarsch zu tun habe, sondern seriöse Gestalten vor sich sehe, die kurz vorher noch in blutigen Gefechten gestanden, musste einem jeden Zuschauer klar werden, und machte dann auch einen tiefen Eindruck. Neu für uns und beinahe unheimlich anzusehen waren die französisch-afrikanischen Arméecorps, die Zuaven und schwarzen Turcos. Von Letzteren trugen viele Geflügel auf ihren Bajonetten aufgespiesst.

Dass das Publikum auf der Strasse und von den zahllosen Balkonen herab mit seinem Applaus nicht kargte, lässt sich denken. Man hat nachher, namentlich dem weiblichen Geschlecht den Vorwurf gemacht, es sei mit seinen Freuden Bezeugungen gegenüber den Franzosen zu weit gegangen. Bezügliche Schilderungen fanden ihren Weg auch in ausländische Zeitungen. Vereinzelte unstatthafte Fälle mögen ja vorgekommen sein, aber in der Hauptsache war nach meiner Beobachtung der grosse Jubel der Bevölkerung ein ungekünstelter Dank, den die augenblicklichen Verhältnisse provozierten. Mit den Kundgebungen eines Karnevals, wo Konfekt und Blumen von den Balkonen auf das Publikum geworfen werden, konnte billigerweise dieser Siegeszug einer Armee doch nicht in Vergleich gezogen werden.

Am Abend des gleichen denkwürdigen Tages erschien in grossen Lettern in italienischer und französischer Sprache eine von Napoleon unterzeichnete Proclamation. Der klassisch knapp gehaltene französische Text war besonders charakteristisch. Man bekam beim

Lesen desselben unwillkürlich das Gefühl, es liege etwas von dem erhabenen gebieterischen Geiste des ersten grossen Napoleon darin, wie er seinerzeit mit den von ihm besiegten Völkern gesprochen haben mag. Nachstehendes ist die Übersetzung so gut sie sich nach dem mir einzig noch zur Verfügung stehenden italienischen Texte machen liess:

Proclamation:

«Das Kriegsglück führt mich heute in die Hauptstadt der Lombardei. Nun will ich Euch sagen, warum ich hier bin: Als Österreich unrechtmässiger Weise Piemont angriff, habe ich mich entschlossen, meinen Verbündeten, den König von Sardinien zu unterstützen. Die Ehre und die Interessen Frankreichs verlangten es. Euere Feinde, die auch die meinigen sind, haben versucht, die Sympathie, welche in Europa für Euere Sache allgemein ist, zu verkleinern, indem sie glauben machen wollten, ich habe diesen Krieg nur aus persönlichem Ehrgeiz angefangen, um das Territorium von Frankreich zu vergrössern. Wenn es je Menschen gegeben hat, die ihre Zeit nicht verstehen, so gehöre ich jedenfalls nicht zu ihnen.

Die öffentliche Meinung ist heutzutage in dem Grade aufgeklärt, dass man grösser wird durch ausgeübten moralischen Einfluss als durch unfruchtbare Eroberungen und diesen moralischen Einfluss suche ich mit Stolz darin, dass ich dazu beitrage, einen der schönsten Teile Europas frei zu machen. Euer Empfang hat mir bewiesen, dass Ihr mich verstanden habt. Ich komme nicht zu Euch mit einem vor-gefassten Plane, Könige zu entthronen und meinen Willen aufzudrängen. Meine Armee wird sich nur mit zwei Dingen beschäftigen: Euere Feinde zu bekämpfen und die innere Ordnung aufrecht zu erhalten, sie wird der freien Äusserung Euerer gerechten Wünsche kein Hindernis in den Weg legen.

Die Vorsehung begünstigt zuweilen die Völker wie die einzelnen Individuen, indem sie ihnen Gelegenheit gibt, mit einem Male gross zu werden, aber nur unter der Bedingung, dass sie verstehen, davon Gebrauch zu machen.

Euer Wunsch nach Unabhängigkeit, so lange schon gehegt und so häufig wieder enttäuscht, wird jetzt in Erfüllung gehen, wenn Ihr es versteht, Euch seiner würdig zu zeigen. Vereinigt Euch darum zu dem einzigen Zweck der Freimachung Eueres Landes, organisiert Euch militärisch.

Eilt zu den Bannern Victor Emanuels, der Euch so nobel den Weg der Ehre gebahnt hat. erinnert Euch, dass ohne Disziplin es keine Armee gibt. Mit der heiligen Begeisterung für das Vaterland seid heute Soldaten, um morgen freie Bürger zu werden eines grossen Landes.

Mailand, vom Hauptquartier

Napoleon» //

Wer sich vergegenwärtigt, dass bei Erlass dieser Proklamation sich die geträumte sogenannte Resurrektion¹³ Italiens erst in ihrem Anfangsstadium befand, kaum auch die Eingeweihtesten ahnen konnten, dass durch den rasch sich folgenden Zusammenbruch der morschen kleinen Dynastien in Zentralitalien die Herrschaft Victor Emanuels so plötzlich an Ausdehnung gewinnen würde, der wird zugeben müssen, dass die Worte Louis Napoleons etwas prophetisches an sich tragen; ein politisches Programm für sämtliche Italiener wie man sich schöner und präziser nicht hätte denken können. Der Effekt blieb auch nicht aus.

So viel ich mich erinnere, wurde damals nicht gerade viel über das grosse zweisprachige Plakat in den Strassen gesprochen, wohl aber konnten Fernerstehende, wie wir in Mailand lebende Niedergelassene beobachten, wie die ernststen Mahnworte zuerst sich militärisch zu organisieren, um nachher freie Bürger eines grossen Staates zu werden, in den Köpfen der Einwohner Mailands arbeiteten.

Der Pflege der Bürgerwehr wurde grosse Aufmerksamkeit geschenkt und anstatt wie bisher von den Österreichern systematisch dazu erzogen, sich nur um Lustbarkeiten, Carnavalsgeschichten und dergleichen zu bekümmern, wurde nun die Organisation der Stadtverwaltungen in allen Kreisen ernstlich diskutiert. Das Sprichwort, Würde bringt Bürde, kam auch hier in deutlicher Weise zur Geltung. Bisher wurde das Volk zu keiner selbständigen Handlung fähig erachtet, und nun hiess es plötzlich seinen Mann stellen.

¹³ Resurrektion: Wieder-Erstehung.



Abb. 2: Eine französische «Canon-ragé-Kugel», von Salomon Otto Pestalozzi gekauft 1859 in Solferino als Erinnerung an die dortige Schlacht. Die Bombe ist aufbewahrt in einer hölzernen Kapsel mit der Aufschrift «Solferino 1859».

Mit dem Einzuge der befreundeten Truppe kehrte auch das Gefühl der Sicherheit und des Schutzes bei der Bevölkerung von Mailand wieder zurück. Wenn mir persönlich auch keine auffälligen Gewaltakte bekannt sind, die während der drei kritischen Tage seit dem Abzug der Österreicher passiert wären, so glaube ich doch, dass es die höchste Zeit war, stramme militärische Verfügungen in Kraft treten zu lassen.

Trotz fleissigem Patrouillieren der Bürgerwehr machten sich immer noch viele höchst verdächtige Individuen auf den Strassen sichtbar. Sorge der französischen Gendarmerie war es, nun hier rasch Wandel zu schaffen und man vernahm so gelegentlich unter der Hand, dass ein guter Teil der Herren von zweifelhafter Güte kurzer Hand hinter das Castell geführt und dort standesrechtlich erschossen worden seien.

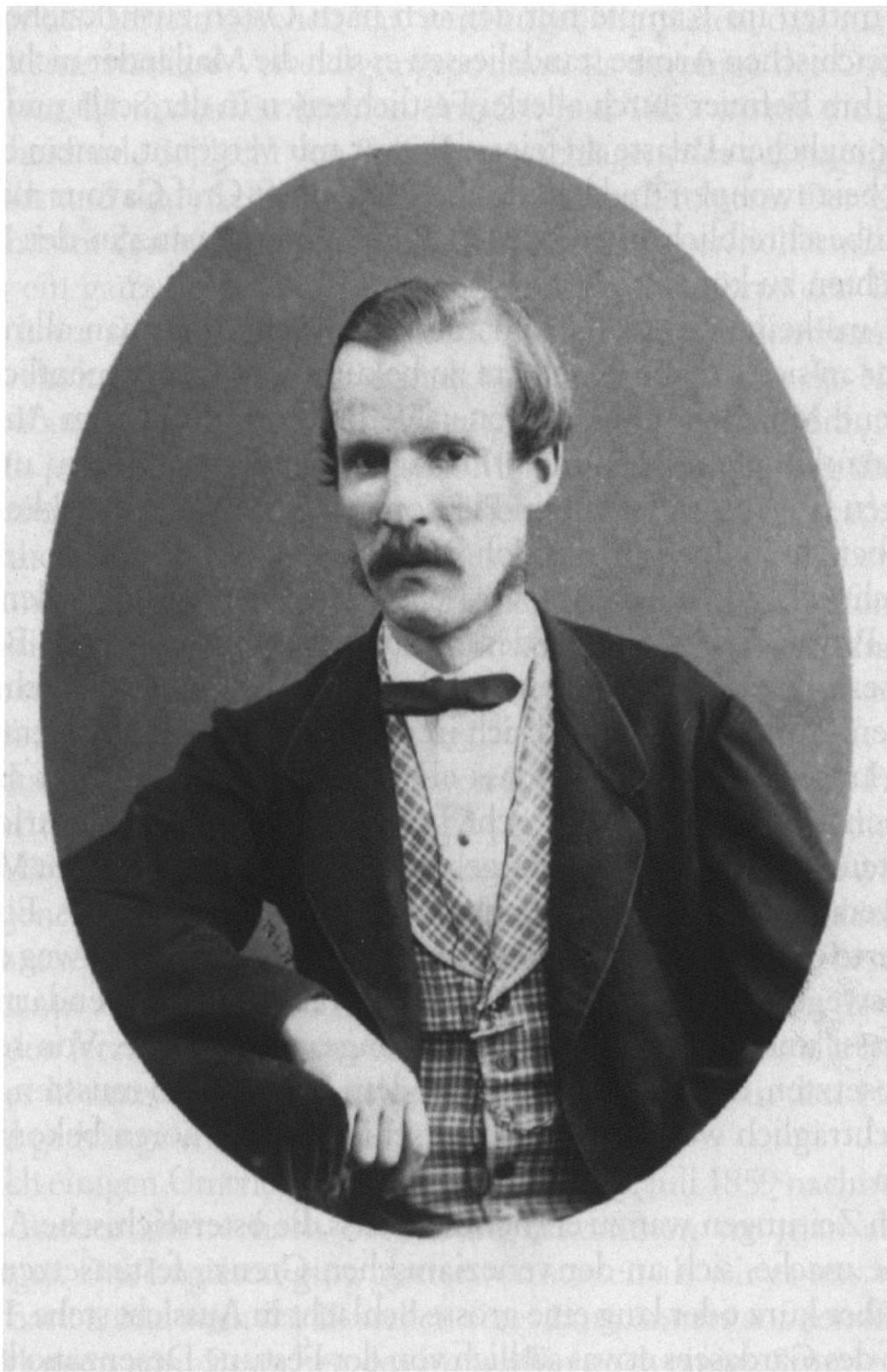
Mit Ausnahme vorerwähnter Gendarmerie, die auch über ihre eigenen Leute ein wachsames Auge auszuüben hatte, sah man an den auf den Einzug folgenden Tagen wenig Militär in den Strassen von Mailand. Um so lebhafter ging es auf den Bastionen zu, wo angeblich circa 60 000 Franzosen biwakierten. Das ungewohnte Bild, das sich uns Städtern hier darbot, ist mir unvergesslich geblieben.

Ich ging beinahe jeden Abend mit meinem Freunde Vernet nach dem französischen Feldlager spazieren, denn ihm bereitete es natürlich besonderen Spass mit den Kriegern geläufig in seiner Muttersprache verkehren zu können.

Interessant und zuweilen auch drollig war es, die Erzählungen der gemeinen Soldaten über ihre Erlebnisse in den blutigen Gefechten der letzten Tage mit anzuhören. Den meisten Erfolg scheinen die Franzosen mit ihren vehementen Bajonettangriffen gehabt zu haben, wobei sie sich zuriefen *à la fourchette*. Wenn die Österreicher zurückwichen, so erzählte einer der Soldaten mit echt französischem Mienspiel, habe er seinen Kameraden angefeuert mit den Worten: «*Allons cousins après les autres chiens*» anstatt «*Autrichiens*». Ähnliche *Calembours*¹⁴ gab es natürlich eine Menge und wurde dabei jeweils herzlich gelacht.

Zuweilen standen auch Offiziere in der Nähe ihrer Soldaten und luden uns in freundlichster Weise zum Café ein. Ungeachtet man

¹⁴ *Calembours*: Wortspiele (französisch).



*Abb. 3: Salomon Otto Pestalozzi-Stockar, 1834–1911, von Zürich.
Die Aufnahme entstand um 1865 in Mailand.*

noch mitten im Kampfe mit der sich nach Osten zurückziehenden österreichischen Armee stand, liessen es sich die Mailänder nicht nehmen, ihre Befreier durch allerlei Festlichkeiten in der Scala und dem vizeköniglichen Palaste zu feiern. Es war mir vergönnt, einem dieser Feste beizuwohnen und bei dieser Gelegenheit Graf Cavour mit seiner unbeschreiblich interessanten Physiognomie ganz in der Nähe betrachten zu können.

Da uns keine direkte Gefahr mehr bedrohte, fing man allmählig wieder an sich um die Geschäfte zu bekümmern und namentlich die während Monaten unterbrochenen Verbindungen mit dem Ausland neu anzuknüpfen. Auch mein Prinzipal konnte von seinem unfreiwilligen langen Aufenthalt im Piemont nach Mailand zurückkehren, worüber ich in der Tat sehr froh war.

Nachrückende höhere französische Offiziere mussten in den besseren Privathäusern einquartiert werden, was entsprechende Bedienung erforderte, die ich allein auf die Dauer kaum hätte beschaffen können. Zum Glück befand sich in der Mansarde unseres geräumigen Hauses eine Küche, sodass eine Anzahl Offiziere mit einem eigenen Koch daselbst ein echt französisches *Ménage* einrichten konnten. Der Koch war ein junges feines Bürschchen, das sein *Métier* sehr verstand, daneben aber eine etwas luftige Natur besass. Einmal passierte es ihm, dass er abends etwas zu spät an den Heimweg dachte, deswegen von der patrouillierenden französischen Gendarmerie abgefasst und während 24 Stunden eingesperrt wurde. Von seinen Vorgesetzten, die inzwischen ausser dem Hause essen mussten, wird er nachträglich wohl auch noch verschiedenes zu hören bekommen haben.

Den Zeitungen war zu entnehmen, dass die österreichische Armee Miene mache, sich an der venezianischen Grenze festzusetzen und dort über kurz oder lang eine grosse Schlacht in Aussicht stehe. In der Nähe des Gardasees etwas südlich von der Festung Desenzano befindet sich ein hügeliges Terrain, auf dessen höchstem dominierenden Punkte sich damals ein Kirchlein mit Kirchhof befand, zu dem etwas tiefer gelegenen Dorfe Solferino gehörend. Hier herum hatte sich das Gros der österreichischen Armee verschanzt und gewärtigte den Angriff der verbündeten französisch-piemontesischen Truppen.

Wer das Terrain gesehen hat, wird zugeben müssen, dass man sich kaum eine stärkere Verteidigungsposition als diejenige der Österreicher war, hätte denken können. Am 24. Juni 1859 wurde die grosse entscheidende Schlacht von Solferino geschlagen, der zuerst ein Waffenstillstand und nachher der Friede von Zürich folgten. Der Kampf am und um den höchsten Punkt, wo das Kirchlein von Solferino stand, muss ein ganz desperater gewesen sein. Das Elitecorps der Tiroler Jäger hatte sich dort postiert und trieb die anstürmenden Franzosen wiederholt zurück. Man hat damals behauptet, dass ohne die Hinterlader Kanonen (Canons ragés, wie man sie hiess), welche Louis Napoleon in jenem Feldzuge zum ersten Male einführte, der Sieg über die Österreicher ein zweifelhafter geblieben wäre. Das Blutbad beim Kirchhofe von Solferino soll jeder Beschreibung gespottet haben. Der Commandant der Tiroler Schützen, den ich zufällig im Anfang des Jahres in einer Gesellschaft in Mailand kennen gelernt hatte, eine sehr sympathische Erscheinung, blieb nebst dreien seiner Söhne tot auf jenem Schlachtfelde.

Zirka 10 Tage nach der Schlacht von Solferino macht mir ein Freund die Mitteilung, es gebe zwei Züge per Tag nach Brescia, die eine beschränkte Anzahl von Zivilisten benützen dürften, um Verwundete in jener Gegend zu besuchen und vielleicht auch das Schlachtfeld mitanzusehen. Der Vorschlag meines Freundes, Solferino zu besuchen schien mir anfänglich etwas abenteuerlich, indessen hatten wir ja während den letzten Monaten so vielerlei durchgemacht, dass alle Bedenken, es könnte etwas Ungeschicktes passieren, rasch in den Hintergrund gedrängt wurden.

Nach einigen Umtrieben gelang es uns am 10. Juli 1859 nachmittags zwei Retourbillette nach Brescia zu bekommen wo man abends anlangte. Das Logieren ging glatter von statten als wir es uns vorgestellt hatten und auch das Bestellen eines Einspanners auf den folgenden Morgen zum Besuchen des immerhin noch einige Stunden entfernten Schlachtfeldes bereitete keine besonderen Schwierigkeiten.

Der Blick auf die fruchtbare Hügelvegegend war anfänglich reizend, wurde dann aber bald je länger je trostloser. Die Österreicher hatten, um von ihrer erhöhten Position das Herannahen der Feinde besser beobachten zu können, allen Mandelbäumen die Äste abgehauen,

auch die Reisfelder rings herum waren gründlich zerstampft. Die Annäherung des Schlachtfeldes machte sich durch einen durchdringenden Leichengeruch bemerkbar, ungeachtet selbstverständlich keine Leichen sichtbar waren.

Für das Gros der Toten waren Massengräber geschaffen worden und dabei Kalk und Chlor nicht gespart worden. Wertvolle Kleidungsstücke waren auf dem Schlachtfelde keine mehr sichtbar, sondern von den Siegern oder von den Bauern in der Umgebung längst bei Seite geschafft worden, wohl aber lagen namentlich in der Nähe des Kirchhofes von Solferino noch massenhaft Fetzen von Uniformen der drei Armeen und Bruchstücke von Waffen herum. Wer Zeit und Mühe nicht gescheut hatte, würde wahrscheinlich abseits vom Hügel noch allerlei Interessantes gefunden haben. Mein Freund und ich mussten auf die Uhr schauen und unseren Einspanner, dem wir im Dorfe Solferino auf der Rückseite des Hügels Rendez-vous gegeben hatten, wieder aufsuchen. Das Dorf Solferino hatte von dem erbitterten Kampfe relativ gelitten, bot aber in anderer Beziehung einen höchst seltsamen Anblick. Die Bewohner hatten nämlich aus Spekulationstrieb alle nicht geplatzten Bomben, Granaten und Kugeln der bereits erwähnten neuen französischen Canons ragés hinter ihren Häusern gleich Kürbissen hoch aufgespeichert im Gedanken, es werden sich wohl bald Liebhaber dafür zeigen. Einer der Bauern lud uns ein sein Haus zu betreten, er hätte eine ganze Sammlung von auf dem Schlachtfelde aufgelesenen seltsamen Gegenständen.

Das improvisierte Museum war in doppelter Beziehung interessant, einmal wegen der Mannigfaltigkeit der ausgestellten Gegenstände (Kleidungsstücke, Säbel, Pistolen) als auch deswegen, weil es die an Stupidität grenzende Unwissenheit der Bewohner des Hauses lebhaft dokumentierte. Der Mann, in seinem Eifer uns alles zu zeigen, was er von dem Schlachtfelde geholt hatte, hiess uns in eine Kammer hinaufsteigen, wo er unter dem Bett, in dem er mit seiner Frau schlief, eine grosse Holzkiste hervorzog, in der mindestens Kg 10 ganz unbedeckten Pulvers aus nicht zersprungenen Bomben zum Vorschein kam. Der Anblick dieses offenen Pulvermagazins veranlasste meinen Freund und mich unwillkürlich zu der Frage an den Besitzer, ob er eigentlich verrückt sei und noch nie daran gedacht habe, dass er gele-

gentlich mitsamt seiner Frau und dem ganzen Hause in die Luft fliegen könnte? Unsere ernstlichen Vorstellungen schienen ihm ganz neu und unerwartet zu kommen, ob der Pulverkiste ein anderer Platz angewiesen wurde, bleibt immerhin noch fraglich. Wir entfernten uns aus der etwas unheimlichen Behausung, indem jeder etwas kaufte, mein Freund ein Monturstück und ich ein Canon ragé Kugel, für deren sorgfältige Entleerung der Bauer vorher noch zu sorgen hatte. Zu ihrem 50jährigen Jubiläum habe ich dieser Bombe vorletztes Jahr eine hölzerne Kapsel mit Überschrift Solferino 1859 machen lassen.

Die Zeit war nun gekommen, an unsere Rückreise nach Mailand zu denken, die nicht ganz ohne Hindernisse ablaufen sollte. Je mehr wir uns in der Abenddämmerung der Stadt Brescia näherten, je zahlreicher wurden die etwas abseits von der Strasse aufgestellten Vorposten der piemontesischen Armee. Mit auf uns angelegten Gewehren wurde uns zugerufen zu halten, worauf der Führer unseres Einspanners einige Worte erwiderte die zur Folge hatten, dass man uns passieren liess. Immerhin hätte die Geschichte unter Umständen unangenehme Folgen haben können.

Am Bahnhof von Brescia wurden wir durch die für uns sehr fatale Mitteilung überrascht, es sei höherer Befehl eingetroffen, dass keine Zivilisten mehr per Eisenbahn befördert werden dürften. Wir beriefen uns auf unsere in Mailand erhaltenen Versprechungen, allein ohne Erfolg. Einzig der Platzkommandant könnte uns ausnahmsweise die Erlaubnis zur Mitfahrt erteilen. Zum Glück befand sich unser Einspanner noch in der Nähe und wurde nun zu rascher Fahrt nach dem Palaste des Platzkommandanten angetrieben.

Hier wurde unser Gesuch um Fahrtbewilligung anfänglich sehr kühl aufgenommen; erst auf ein eindringliches, höfliches Bitten uns Geschäftsleute unverschuldeterweise nicht in Verlegenheit zu bringen, entschloss sich der Herr Platzkommandant, ein feiner junger Piemonter Offizier, an sein Pult zu sitzen, um ein Schriftstück aufzusetzen. Da pochte es unglücklicherweise an der Türe, hereintraten noch etwa 10 Personen mit dem gleichen Anliegen wie wir. Da springt der Herr Kommandant von seinem Platz auf, ruft aus, die Sache werde ihm zu dumm und es gebe nun gar nichts und wollte sein angefangenes Schreiben wieder zerreißen. Mit Mühe gelang es

mir, dies zu verhindern, worauf er halb lachend ausrief: Ich stelle den Reisepass auf ihren Namen aus.

Auf die schönen Tage, während welchen man von nichts anderem als von ruhmvollen Taten der verbündeten Armeen zu erzählen wusste, sollten nun bald für die Italiener ziemlich trübe Zeiten folgen. Schon der direkt nach der Schlacht von Solferino zwischen Louis Napoleon und Kaiser Franz Joseph abgeschlossene Waffenstillstand wurde in Mailand mit grossem Misstrauen aufgenommen. Als dann vollends via Paris die Nachricht einlief, es seien auf Betreiben der übrigen europäischen Grossmächte ernstliche Unterhandlungen zu einem Friedensabschlusse im Gange, der zur Folge hätte, dass nur die Lombardei abgetreten würde, und Venedig einstweilen noch im Besitze von Österreich bliebe, da kannte die Missstimmung, namentlich in Oberitalien, keine Grenze mehr.

Die Hauptschuld wurde Louis Napoleon zugeschrieben, dem, wie es damals im Volksmund hiess, nur darum zu tun gewesen sei, die Österreicher ein wenig zu demütigen, ähnlich er es wenige Jahre früher nach der Schlacht von Sewastopol zum grössten Ärger der Engländer durch raschen Friedensschluss mit den Russen gemacht habe. So und ähnlich wurde damals an den Wirtstischen den Gefühlen Luft gemacht; dass unter Umständen auch noch andere grössere Faktoren mitwirken mochten, den Frieden von Zürich in die Wege zu leiten, dachte man nicht, oder wollte nicht daran denken. Unter den chronologischen Notizen über die Ereignisse des Jahres 1859 findet sich am 6. Juli in der eingangs erwähnten Italienischen-Illustrierten Zeitung Folgendes:

«6. Juli 1859: Napoleon, unter dem Eindruck der Nachricht, welche ihm die Kaiserin Eugénie, interimistische Leiterin der Staatsgeschäfte Frankreichs, von Paris sandte und hauptsächlich von Unruhen in Frankreich und Rüstungen der preussischen Armee an der Rheingrenze handelte, sendet General Fleury¹⁵ nach Verona zu Kaiser Franz Joseph um ihm den Waffenstillstand anzubieten.»

Diese Notiz ist deswegen interessant, weil sie den Schluss zulässt, dass ohne den Frieden von Zürich die Preussen schon im Jahr 1859

¹⁵ Emile Félix, comte de Fleury, 1815–1884, General, erster aide de camp Napoleons III., Diplomat bei den Verhandlungen in Villafranca.

versucht hätten, in Frankreich einzudringen und dasjenige, was dann anno 1870/71 passierte, vielleicht schon 11 Jahre früher zur Ausführung gelangt wäre. Wer unter dem Abkommen des französischen und österreichischen Kaisers moralisch am meisten zu leiden hatte, war unzweifelhaft König Victor Emanuel und nächst ihm sein treuer Minister Cavour, die beide dem italienischen Volke Versprechen gemacht hatten, die vorläufig unerfüllt bleiben mussten. Dass zum Schluss, gewissermassen als Preis für die geleisteten Dienste, Frankreich von Piemont nicht nur die Abtretung Savoyens, sondern auch der schönen Provinz Nizza verlangte, wurde schmerzlich empfunden und blieb jahrelang ein wunder Punkt in den Beziehungen zwischen beiden Ländern. Auch für uns Schweizer in Mailand hatte der Friedensschluss von Zürich nicht gerade die angenehmsten Folgen. Durch die, wie es hiess, auffallend gute Behandlung, welche internierte Truppe namentlich in Zürich genossen, wurde bei der Mailänder Bevölkerung von gewisser, geschäftlich interessierter Seite, Stimmung gegen uns gemacht, so dass wir uns eine zeitlang sehr reserviert verhalten mussten. Es hiess die ganze Schweiz sei österreichisch gesinnt und nannte sie spottweise die «*Repubblica imperiale-reale-apostolica*».

Anhang: Zur Person von Salomon Otto Pestalozzi-Stockar, 1834–1911

Salomon Otto Pestalozzi wurde am 8. Februar 1834 als Jüngster von 8 Geschwistern geboren. Er verbrachte seine Jugend im Landgut «Güetli» in Wollishofen. Als er 14 Jahre alt war, verstarb sein Vater (Salomon Pestalozzi-Ott, 1781–1848). Nach Absolvierung der Industrieschule begann er eine Lehre in der Bank im Thalhof seines älteren Schwagers Johannes von Orell-Pestalozzi. Obwohl er ausgesprochen technische Fähigkeiten besass, musste er den Beruf eines Bankiers erlernen. Nachdem er seine dreijährige Lehre abgeschlossen hatte, kam er als Achtzehnjähriger zur Weiterbildung in ein Bankhaus nach London. Nach weiteren 3 Jahren trat er in die Seidenfirma Alberto Keller in Mailand ein, wo er ein Jahrzehnt blieb. Aus dieser Zeit stammt der vorliegende Bericht.

Der Wunsch seiner betagten Mutter und seiner Schwester, wieder näher nach Zürich zu kommen, erleichterte ihm den Entschluss, 1865 in die Schweizerische Kreditanstalt im Range eines Vizedirektors einzutreten. Die Kreditanstalt wurde damals von einem Direktor und zwei Vizedirektoren geleitet. Nach dem Rücktritt von Direktor Martin und dem Tode des Vizedirektors Kitzinger leitete Salomon Otto Pestalozzi die Kreditanstalt während 4 Jahren alleine.

Im Jahre 1869 heiratete er Susanna Maria Stockar (1843–1909). Der Ehe entsprangen vier Söhne und zwei Töchter.

Im Jahr 1888 gründete Salomon Otto Pestalozzi ein eigenes Bankgeschäft. Daneben war er Vorsitzender des Aufsichtskomitees des Comptoir Zürich, der Eidgenössischen Bank und der AG Hotel Bellevue. Er veröffentlichte u. a. eine Schrift über «Sparsamkeit, Wohlstand und modernes Finanzwesen». Von 1893 bis 1910 war er Zunftmeister der Zunft zur Meisen. Er gehörte der Loge «Modestia cum Libertate» in Zürich an.

Im Jahre 1903 zog sich Otto Pestalozzi von allen Geschäften zurück. Er nahm Wohnsitz auf seinem Landsitz Rosengarten in Oberrieden und widmete sich der Pflege seiner Familie, seines Gartens und seines Rebberges.